



Wasser des Lebens

– der vielleicht rätselhafteste Roman

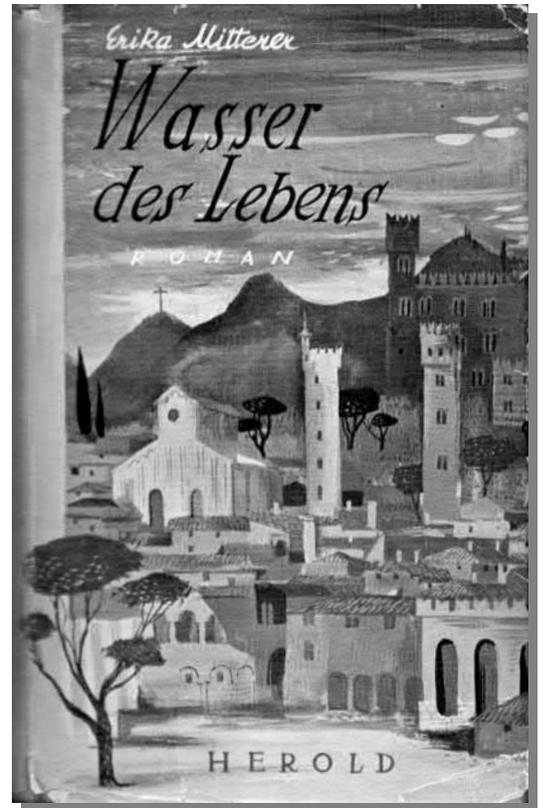
Erika Mitterers

von Hans Karácsonyi

Ganz schön in die Irre führt uns Erika Mitterer in diesem Roman, eigentlich erst auf den letzten Seiten deckt sie ihre Karten auf. Erzählt wird die Geschichte eines Liebespaares, Raymondos' und Eleonoras, die im Hochmittelalter leben. Die Geschichte beginnt damit, dass der 17-jährige Raymondos auf einem Fest des reichen Kaufmanns Don Manuel der Dame des Hauses begegnet, der 27-jährigen Eleonora. Raymondos ist Schüler von Meister Arnold und dem *Studium der Alchemie* so hingegeben, dass er das Trachten anderer nach Einfluss, Wohlstand und lieblichem Abenteuer verachtete, ja es kaum sah, weil er es nicht begriff. Und nun kam diese Nacht der Begegnung mit Eleonora, er wird von dieser Begegnung verwandelt, aber nicht nur er, auch Eleonoras Herz wird getroffen, sie fühlt sogleich etwas Besonderes an diesem Jüngling, etwas, das ihn von anderen seines Alters unterscheidet und ihn auszeichnet.

Eleonora war als Kind früh Waise geworden und sollte nach dem Willen ihrer Verwandten ins Kloster eintreten, eine Vorstellung, die sie verabscheute. Don Manuel begegnete ihr zufällig, erkannte ihre seelische Lage, und um sie zu erlösen, heiratete er die 17-Jährige vom Fleck weg. Die Ehe blieb kinderlos, was Eleonora einerseits bedrückte, andererseits in eine erotische Hochstimmung versetzte. Als sie Raymondos auf dem Fest begegnete, das sie als Hausfrau zusammen mit ihrem Gatten ausrichtete, sprang der Funke über, entzündete ihr Herz, und ohne zu zögern und eigentlich ohne zu wissen, was sie tat, sprach sie Raymondos an. *Er antwortete ruhig, aber sein Herz dröhnte.*

Eleonora ist bedrückt, weil sie um zehn Jahre älter ist als Raymondos, sie glaubt, dass sie ihm keine gleichwertige Partnerin sein kann, sie hält ihre Jugend schon für verfliegen. In ihrer Verzweiflung fordert sie von dem jungen Alchemisten: *Geh hin und finde mir den Zaubersaft, der die zehn Jahre, die uns scheiden, auslöscht! Nichts soll uns dann mehr trennen, wenn diese Schranke gefallen ist.* Wohlgermerkt: Eleonora will kein kosmetisches Mittel, das sie jünger aussehen lässt, sie verlangt von Raymondos einen Zaubersaft, der die zehn trennenden Jahre auslöscht, also Zeit zum Verschwinden bringt! Und Raymondos nimmt den Auftrag an und beginnt zu forschen. Spätestens an diesem Punkt der Erzählung begreift der Leser, dass es sich nicht um einen Roman, sondern



Umschlag der Erstausgabe 1953

um eine Parabel handelt. Aber was ist ihr Kern? Mitterer lässt den Leser im Unklaren und erzählt die Geschichte weiter: Raymondos trennt sich von seinem Lehrer und forscht nun allein, er verspricht der Muttergottes, wenn sie ihn den Trank finden lässt, den Trank, der Zeit aufhebt, wird er ihn nicht für sich selbst verwenden, sondern nur für andere. Er denkt dabei natürlich an Eleonora.

Hier flicht Erika Mitterer Überlegungen des Alchemisten Raymondos ein, die gedanklich schwer nachvollziehbar sind:

Unmöglich, wusste er plötzlich, ist nichts. Nicht für den Schauenden, der die Natur aus ihrer Mitte her erkennt. Und durchaus nicht unmöglich, dass Einer, [der] befähigt [ist], Irrtum und Schein vom Wesen zu sondern, die Zeit überwand und aufhob: im eigenen Ich, durch die Anschauung des Unwandelbaren, ... da dieses Unwandelbare wesentlich auch unteilbar ist, [wird durch dessen Anschauung] der Entselbstete ins ewige ‚Ich bin, der Ich bin‘ aller Schöpfung verwandelt [der „Entselbstete“ ist wegen der erklärenden Einschübe in den ersten Fall versetzt].

Aber nicht nur in seinem Ich könne der Schauende die Zeit überwinden, glaubt Raymondos, sondern *auch außer-*



halb seiner selbst, in einem Stein, in einem Saft, in einem Stück Natur könne er sondern Echt und Unecht, Leben und Tod ... Ist es nicht seltsam, sagt er sich, dass ... das Ding, das es noch nicht gab, das es aber geben musste, das es ganz sicher schon in den Händen erleuchteter Meister gegeben hatte, die das Geheimnis seiner Zubereitung mit ins Grab genommen, nachdem sie damit Wunder gewirkt hatten, [ist es nicht seltsam,] dass sie aber anscheinend doch eines nicht gewagt hatten: sich selbst seiner zu bedienen? Aber dem, der aufbricht, liegt nichts so nahe, wie sich zu vergewissern, dass er nur einen bescheidenen Vorstoß plane, nur einen Versuch, von dem abzulassen niemand ihn hindern könne ... Denn nicht unwissend genug vermögen die großen Forschenden, nicht verworfen und sündig genug die Heiligen, nicht reizlos und unscheinbar genug [vermögen] die wagenden Liebenden sich selber zu empfinden vor ihrem ersten Schritte, weil sie den Widerruf ihres – wie sie sehr wohl wissen – unumstößlichen Entschlusses erzwingen wollen von einem Außen, das es gar nicht gibt!

Die großen Forschenden also, die Heiligen und die wagenden Liebenden vermögen sich nicht selbst zu empfinden, sie sind *entselbstet*, sie müssen unfreiwillig einen Weg gehen, den sie gerne widerrufen würden, aber nicht können, weil sie sich nicht empfinden können, weil sie außerhalb ihrer selbst sind – wie man gewöhnlich sagt – sie erwarten diesen Widerruf von einem Außen, obwohl *sie wissen, dass es dieses Außen gar nicht gibt*. Erika Mitterer führt uns mit diesen Sätzen in das Lebensgefühl von Menschen ein, die gänzlich in ihren Wünschen gefangen sind, und gleichzeitig stellt sie im weiteren Verlauf der Erzählung diesem Wunschdenken die Haltung von Menschen gegenüber, die bewusst und freiwillig Leiden auf sich nehmen. Erika Mitterer gibt damit eine Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Leidens. Auch wenn man von dem in diesem Abschnitt vorkommenden Gedanken absieht, nämlich, dass es einem Menschen gelingen könne, zu einem Sein vorzudringen, das mit „Ich bin, der ich bin“ umschrieben wird (man traut seinen Augen nicht, wenn man das liest), bleibt dieser Textabschnitt noch immer rätselhaft, so manches bleibt unklar, jedenfalls mir, wie ich gestehen muss. Aber vielleicht wollte sie zu dem Gedanken der „Erlösung durch Leiden“ den größtmöglichen Gegensatz ansprechen, vielleicht wollte sie diese Ich-bin-der-ich-bin-Haltung eines Geschöpfes als den letztmöglichen monistischen Wunsch nach Selbstvergöttlichung entlarven. Er hat gerade heute wieder Aktualität, besonders konkret in esoterischen Publikationen, die – man wundert sich, aber es ist eine Tatsache – mehr verbreitet sind als man geneigt ist anzu-

nehmen. Der Gedanke der Selbstvergöttlichung wird besonders in der Lebenshilfe- und Selbstverwirklichungs-Literatur angesprochen.

Unwillkürlich fiel mir bei der erwähnten Vergeblichkeit des Widerstandes gegen das eigene Handeln eine Szene aus dem *Seidenen Schuh* von Paul Claudel ein, in welcher Proëza, die Heldin des Stücks, auf dem Wege zu ihrem unerlaubten Geliebten in eine Kirche einkehrt und der Muttergottesstatue einen ihrer seidenen Schuhe in die Hände legt, mit der Bitte, sie möge doch ihren Fuß stolpern lassen, wenn sie zu ihrem Geliebten, dem sie sich ausgeliefert fühlt, unterwegs ist. Die Muttergottes gewährt beiden ihre Bitte, denn Claudels Proëza wird vor der Verbindung mit ihrem Geliebten bewahrt, und Mitterers Raymondos findet den Trank, der Zeit aufhebt. Frohgemut kehrt er mit seinem Elixier im Gepäck zu Eleonora zurück. Es hat Jahre gedauert, den Trank zu finden.

Jetzt wird die Geschichte dramatisch und erhebt sich zu einer tragischen Höhe, die ihresgleichen sucht. Auch verlagert sich der Schwerpunkt der Geschichte nun auf Raymondos. Als er bei seiner Geliebten erscheint und ihr den Wundertrank anbietet, der die zehn Jahre zum Verschwinden bringen kann, verweigert sie zu unserer Verblüffung die Annahme des Tranks, obwohl sie todkrank daniederliegt und ihn dringend nötig hätte. Raymondos versteht angesichts dieser Weigerung die Welt nicht mehr, er verzweifelt, weil er die Motive Eleonoras nicht durchschaut, er sieht nicht – worüber Eleonora sich aber inzwischen sehr wohl klar geworden ist, das Nachdenken während ihres Leidens brachte sie zu dieser Klarheit, sie ist dadurch Raymondos in der Selbsterkenntnis und Sinndeutung des Daseins weit voraus – er sieht nicht, was sie erkannt hat und was sie ihm verzweifelt klarmachen will, dass nämlich ihre Brethaftigkeit eine sichtbare Folge ihrer früheren falschen Lebenseinstellung ist und dass sie nur durch die Annahme ihrer Leiden zur wahren kommen kann. Diese Szene der Auseinandersetzung zwischen den Liebenden ist der Höhepunkt des Romans. Erika Mitterer verwendet Eleonoras Leiden als Metapher für eine grundlegende Sündhaftigkeit eines in seinen Wünschen gefangenen Menschen und führt uns damit in die Tiefe eines Mysteriums, das nur für einen Gläubigen annehmbar ist. Eleonoras Leiden ist in diesem Sinne als Erlösungsgnade aufzufassen. Der Leser, der den Gedanken noch weiter denkt, erinnert sich an dieser Stelle, dass Raymondos entgegen seinem Versprechen den Trank sehr wohl für sich verwendet hat. Im Sinne des erlösenden Leidens, das ihm durch den Trank nun vollständig ermangelt wird, ist er schon fast als Verlorener anzusehen, und die



Abb. aus Goldmachen – Wahre alchymistische Begebenheiten, hg. von Alexander v. Bernus, Verlag Eugen Salzer, Heilbronn 1936

Weiterführung der Erzählung bestätigt das, denn er kann nur langsam und durch große Leiden zur Einsicht in diese geheimnisvolle Wahrheit geführt werden.

Zunächst aber erkennt Raymondos diese Zusammenhänge überhaupt nicht, auch nicht nach dem bald danach erfolgten Tode Eleonoras. Er bricht orientierungslos zusammen, gibt sich Alkoholexzessen hin und sucht vergeblich im Soldatenleben einen schnellen Tod. Aber langsam ahnt auch er, dass er einem Phantom nachgejagt war, er ahnt, dass das eigentliche Leben keineswegs dort zu finden ist, wo es alle Welt sucht und wo auch er es vermutet hatte. Wie Tannhäuser macht er sich nach dieser niederschmetternden Erkenntnis auf, um durch eine Pilgerfahrt ins Heilige Land Buße zu tun und dadurch ein Anderer zu werden. Er erlebt viel, erleidet viel, kommt in große Gefahren und entgeht nur knapp dem Tode. Aber seine Leiden führen ihn allmählich zum alles entscheidenden Gedanken, und staunend erinnert er sich dann Eleonoras Haltung und versteht nun, was sie ihm bei der letzten Begegnung mitteilen wollte und warum sie in so tiefe Verzweiflung stürzte, als sie ihm nicht darlegen konnte, wo in Wahrheit Rettung ist.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, die Geschichte allzu deutlich wiederzugeben. Raymondos erkennt zum Schluss, wo das Wasser des Lebens zu finden ist, wie nahe und leicht greifbar, wie notwendig es ist und wie es sogar unser transzendentes Schicksal entscheidet. Auf den letzten Seiten erst legt Mitterer also ihre Karten offen, der Kern ihrer Parabel wird nun klar. Aber da es sich um ein großes Geheimnis handelt, weist sie nur darauf hin, ernst nehmen und glauben muss es jeder Leser selbst.

Unter den Romandichtungen Erika Mitterers sind drei von

großer Bedeutung, *Wasser des Lebens* gehört nach meiner Meinung dazu. Es ist eine fesselnde Lektüre, weil wegen der gedanklichen Tiefe intensives Mitdenken erforderlich ist. Trotzdem bleibt manches im Dunkeln, mir jedenfalls gelang es nicht immer, die Fäden der Gedankengänge zu entwirren und das Gelesene nachzuvollziehen. Vielleicht findet sich ein Literatur-Berufener und legt uns die oben angedeutete Stelle von den „Entselbsteten“ aus. Um die diesbezüglichen Fragen anzuschneiden, habe ich nur den roten Faden der Erzählung wiedergegeben.

Obwohl ich das Buch schon vor mehr als einem Jahr gelesen habe (übers Internet ist es gut zu beschaffen), ist mir der Roman lebendig geblieben und detailreich gegenwärtig – weil er einfach tief beeindruckt. Und weil er ein Nachdenken über etwas Wesentliches des Lebens einfordert: über ein wichtiges Geheimnis des Glaubens, demgegenüber unser gewöhnliches und alltägliches Streben nach den Dingen des Lebens sich als selbtherrliche Eitelkeit entpuppt. Vor allem, weil wir meinen, ohne diese „Dinge des Lebens“ nicht existieren zu können. Denn wir suchen verblendeterweise Lebens-Erfüllung in der Erfüllung unserer Wünsche und lernen offenbar nur durch Leiden, wo unser eigentliches Ziel zu suchen ist und wo es gefunden werden kann.

Ich hoffe, ich finde in der nächsten Nummer des *Zaunkönig* eine Entgegnung oder vielleicht Weiterführung dieses hier vorgelegten Interpretationsversuches!

Hans Karácsonyi wurde 1931 in einem kleinen deutschen Dorf in Slawonien geboren; er lebt als pensionierter Klavierlehrer in Graz.